Nr. 297. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Sonnabend, 14. Juni 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Das triumphierende Zentrum.

In der schwarzen Küche ist der Kompromißpudding fertig geworden. Erzbergersche Eiernudeln, die die besten sind, bilden die kompakte Hauptmasse. Der Oberkoch hat das Gericht gekostet und für gut befunden. Nun drückt er der Rechten und der Linken je einen Löffel in die Hand und ermuntert sie, zufrieden lächelnd, nur wacker zuzulangen und sich vor Magendrücken nicht zu fürchten. Das Gericht sei zwar etwas schwer verdaulich, müsse aber — mit Gott für König und Vaterland! — gegessen werden. Und wohlgefällig streicht sich der Oberkoch, der dem deutschen Volke schon die Finanzreform von 1909 angerichtet hat, den Bauch und stellt sich das Zeugnis aus: das hab' ich wieder einmal sehr gut gemacht; Zentrum ist Trumpf und bleibt Trumpf im Deutschen Reich.

Ganz so weit ist es ja nun freilich noch nicht. Das Kompromiß, das jetzt fertig sein soll, hat noch einige Instanzen zu passieren, bevor es Gesetz werden kann. Und daß das Zentrum seinen Triumph schon laut in die Lande hinausposaunte, war vielleicht nicht klug. Aber soviel muß man ihm schon zugestehen: wenn es sich als Sieger fühlte, so hatte es dazu gar keine geringe Berechtigung. Weshalb es auch menschlich begreiflich ist, wenn das stolze Gefühl, in diesen Jubiläumstagen den deutschen Erwerbsständen abermals den Fuß auf den Nacken setzen zu können, den Herrschaften jäh zu Kopf gestiegen ist. Handelt es sich hier doch vielleicht um die entscheidende Wendung in dem großen, innerpolitischen Ringen, das die Regierungszeit Wilhelms II. ausfüllt! Denn das Problem, um das jetzt im Reichstag gerungen wird, ist nicht von heute. Es hat seinen Ursprung im bösesten Teile des Bismarckschen Nachlasses: in der Staatsfeindlichkeit des größten Teils der deutschen Arbeiterschaft. Wie immer man sich zur Tätigkeit der Organe der Sozialdemokratie, ihrer Presse, ihrer Parteibureaukraten, ihrer Abgeordneten stellen mag: die Tatsache, daß 4½ Millionen deutscher Arbeiter dem Staate von heute verneinend gegenüberstehen, ist nicht wegzuleugnen, ist nicht mit einer Handbewegung beiseite zu schieben, ist im Gegenteil das Kernproblem unserer inneren Politik. Denn auf dieser Tatsache beruht die Spaltung und damit die politische Ohnmacht der deutschen Erwerbsstände, von der die sozialdemokratischen Arbeiter doch auch einen Teil, und nicht den kleinsten, bilden. Kapital und Arbeit sind die beiden Faktoren, die Deutschland wirtschaftlich groß gemacht haben, die das Volksvermögen emsig mehren und uns bisher in den Stand gesetzt haben, neben der gewaltigsten Rüstung der Welt die ungeheuerlichste Bureaukratie zu tragen und, als „Krone" der Riesenlast, eine Großgrundbesitz, der von den erwerbenden Ständen einen vor Jahren schon auf 1000 Millionen geschätzten Tribut erhebt.

Da die beiden Schichten der erwerbenden Stände, die Oberschicht und die Unterschicht, das industrielle Kapital und die industrielle Arbeiterschaft, politisch nicht zusammenkommen konnten, mußten sie das Regieren einer Bureaukratie überlassen, die mehr und mehr ein Monopol des agrarkonservativen Stockpreußentums wurde; während den bestimmenden Einfluß die stärkste Partei des Reichstags ausübte, das Zentrum. Seiner Natur gemäß warf es seinen Einfluß da in die Wagschale, wo den Interessen des internationalen Klerikalismus damit gedient war. Also in die Wagschale der Opposition, solange Bismarck gegen den Ultramontanismus die Unabhängigkeit der Reichsgewalt versocht, und in die Wagschale der Regierung, nachdem er den Kanossagang angetreten hatte, den Bethmann mit Grazie und Behagen alle Jahre mindestens einmal wiederholt. Die Kosten des schönen Bundes zwischen dem internationalen Klerikalismus einerseits, und der regierenden Bureaukratie und ihren Hintermännern, den preußischen Junkern andererseits haben Deutschlands erwerbende Stände zu tragen.

Und haben sie geduldig getragen, bis — infolge des Sturzes Bülows, der wider den Stachel zu löken versucht hatte — namentlich jener Mittelschicht die Augen aufzugehen begannen, die zwischen die rein kapitalistische Oberschicht und die rein sozialistische Unterschicht eingelagert ist. Aus Rücksicht auf den erwerbenden Mittelstand wagte die Regierung bei dem großen Jubiläumsrüstungstreiben von 1912, schon nicht mehr, die Kosten nach dem bisher beliebten Rezept der indirekten Besteuerung aufzubringen. Damit eröffnete sie der Sozialdemokratie die Möglichkeit, ohne ihren Grundsätzen untreu zu werden, an einer Steuerreform positiv mitzuarbeiten. Es ist nicht zu verkennen, daß man in der Sozialdemokratie offenes Verständnis für den großen Augenblick gezeigt hat. Alles kam nun darauf an, ob auch die liberalen Parteien die Möglichkeit erkennen würden, Deutschlands erwerbende Stände zum erstenmal zusammen zu führen zu gemeinsamem, politischem Handeln.

Und wie „handelten" die „Führer" des ausschlaggebenden Liberalismus in dieser Schicksalsstunde? Herr Bassermann ließ sich von Herrn Erzberger und Herrn Gröber Vortrag halten über das, was alles man bei einigem guten Willen noch eine Vermögenssteuer benamsen könne. Herr Semler sprach das erlösende Wort vom Kampf, in dem es weder Sieger noch Besiegte geben dürfe: die bekannte Parole aller Schwächlinge, die in den Kampf ziehen mit dem sicheren Gefühl, auf alle Fälle die Geprügelten zu werden. Um die Sozialdemokratie aber ging man herum.

Im hellhörigen Zentrum wußte man, was die Stunde geschlagen hatte! Man wußte, daß die berühmte „Angst vor der eigenen Courage" zum mindesten die Nationalliberalen reif gemacht habe zum Kompromiß. Man hatte im schwarzen Lager keinen Augenblick die Gefahr verkannt, die für die klerikale Vorherrschaft entstand, wenn Liberalismus und Sozialdemokratie sich, zum Heile des hart arbeitenden Deutschlands, zu positiver Arbeit zusammenfänden. Man begegnete ihr sofort mit dem gewagten, aber stärksten Mittel: mit der brutalen Drohung, sich nach alter Weise mit der Sozialdemokratie zu negativer Arbeit zu verbinden und die Wehrvorlage zu werfen. Diese gewissenlose Drohung — gewissenlos bis an die Grenze der Felonie, weil dieselben Leute, die sie ausstießen, die Notwendigkeit der Vorlage anerkannt hatten! — tat nach zwei Richtungen ihre Wirkung: sie führte prompt die längstfällige, nationalliberale Nervenkrise herbei und stachelte innerhalb der Sozialdemokratie die antimilitaristischen Neigungen auf. Die Blauen rieben sich, ob der vortrefflichen Arbeit der Schwarzen, stillschmunzelnd die Hände.

Länger vermochte Matthias Erzberger seine Ungeduld nicht zu zügeln. Auch ihn drängte es zum „Handeln", und stückweis servierte er das Kompromiß denen, die es haben wollten. Die Vermögenszuwachssteuer! Für den nationalliberalen Ehrgeiz schmachaft gemacht durch eine Erbanfallsteuer, der man „die Giftzähne ausgebrochen hat". Deutsch und geradeheraus gesagt: eine Steuer auf den Erwerbsfleiß selbst. Eine Strafe für die, die auch in den schweren Zeiten, denen unser Wirtschaftsleben entgegengeht, unverschämt genug sind, an der Mehrung des Volksvermögens zu arbeiten und der Volkswirtschaft Rücklagen für kritische Tage zu schaffen. Ein Hohn, der die Finanzreform von 1909 übertrumpft und dem erwerbstätigen Mittelstande zu alten Lasten abermals die Hauptlast aufpackt. So wird ein fleißiges Volk um die Früchte seines Opfersinns betrogen. Aber wenn man diesen Volksbetrug schon nicht hindern kann — muß man ihn mitmachen?

Paul Harms.

Die Jubiläumssitzung des Reichstages.

Ansprache des Präsidenten Dr. Kaempf.

Die Reichstagsabgeordneten waren bei Beginn der heutigen Sitzung sehr zahlreich auf ihren Bänken. Nur die Bänke der Sozialdemokraten blieben leer. Am Tisch des Bundesrats nahmen Dr. v. Bethmann Hollweg mit allen Staatssekretären und zahlreichen Bundesratsmitgliedern Platz.

Präsident Dr. **Kaempf** eröffnet die Sitzung um 11 Uhr 20 Minuten und hält folgende Ansprache:

Meine Herren! (die Abgeordneten erheben sich von den Sitzen, die Sozialdemokraten waren nicht erschienen). Nur eine kurze Spanne Zeit noch trennt uns von dem Tage, an dem wir das 25jährige Regierungsjubiläum Seiner Majestät des Kaisers feierlich und festlich begehen. Wehmütig steigt die Erinnerung an das Lebensende des kaiserlichen Gründers des Deutschen Reichs, des ersten Kaisers, aus dem Hause der Hohenzollern, vor unserem Geiste auf. Wehmütig denken wir des edlen Dulders auf dem Kaiserthron und seines tragischen Schicksals, Kaiser Friedrichs III. Mit Stolz und Freude aber erfüllt uns der Gedanke an die jugendfrische Gestaltunseres Kaisers, wie er in vollem Bewußtsein seiner jugendlichen Kraft und mit der Begeisterung seines idealen Strebens vor 25 Jahren die Regierung übernahm. Der Kaiser kannte die Bedenken, die seine militärischen Neigungen erwecken konnten. Er wisse wohl, so hat er selbst es ausgesprochen, daß ihm nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken zugeschrieben würden. Er weise, so hat er hinzugefügt, solche Beschuldigungen mit Entrüstung zurück. Jene Bedenken haben sich als gänzlich grundlos erwiesen. Er, der das mächtigste Kriegsinstrument in seiner Hand hält, hat es benutzt, nicht um kriegerische Lorbeeren zu pflücken, sondern um uns der Welt den Frieden zu bewahren. Wir leben in einer sehr ernsten Zeit, aber wir haben das **felsenfeste Vertrauen, daß der Kaiser das bleiben wird, was er war und was er ist: der Friedensfürst**, der das Kriegsschwert nur ziehen würde, wenn es gelte, die Lebensbedingungen des deutschen Volkes zu verteidigen. (Lebhafte Bravorufe.) Noch nach einer anderen Richtung hin danken wir dem Kaiser. Er hat einst als den Urgrund, auf dem das Deutsche Reich errichtet ist, alle jene hohen sittlichen Anschauungen bezeichnet, die unseren Vorfahren eigen waren, und hat mahnend gerufen, das Gefühl für den **kategorischen Imperativ der Pflicht** möge im deutschen Volk niemals ersterben. Als eine Verkörperung der damals ausgesprochenen Grundsätze steht der Kaiser heute vor uns. Er hat sie in seinem Wirken als Kaiser wie in seinem Familienleben zur Tat gemacht. Kürzlich hat der Kaiser bei der Vermählung seiner Tochter Worte gesprochen, die in ihrem hohen sittlichen Ernst wie in ihrem echten, aus warmem Herzen kommenden Gefühl das Gepräge tiefsten Empfindens zeigen und in allen Kreisen des Volkes rein menschliche Verehrung auslösten. (Lebhafte Bravorufe.) Bei der gleichen Gelegenheit aber hat der Kaiser ein Wort geprägt, das in epigrammatischer Kürze zeigt, wie er seine fürstlicher.

Berlin schmückt sich.

Von **Paul Block.** [Nachdruck verboten.]

Wenn eine Stadt sich für einen festlichen Tag schmücken will, dann kann das auf zwei Arten geschehen. Es kann geschehen, daß im Hochgefühl einer Freudennachricht jeder Bürger aus sich selbst heraus den Zwang verspürt, Fahnen aus den Fenstern zu hängen, das Haus mit Blumen zu bekränzen und im Feiergewand auf die Straße zu rennen, um anderen Bürgern fröhlich die Hände zu drücken. Dann ergibt sich in kurzer Zeit ein Bild, das nicht gerade künstlerisch geordnet wirkt, aber dennoch sehr schön ist: denn es zeigt in einem unbefangenen Ausdruck die Herzensregung eines Volkes bei unvergeßlicher Gelegenheit. Es kann aber auch geschehen, daß der Schmuck der Stadt bestellt wird, wie ein Hoffleid beim Schneider; daß man es sehr vornehm machen will und bewährte Künstler beauftragt, Ideen zu gebären; und daß man außer dem privaten Patriotismus zum Schmuck der Schaufenster (den jeder aufbringt, teils aus eigenem Vorrat, teils um die Konkurrenz zu ärgern) noch das schöne Bild eines Gesamtpatriotismus zu erzeugen versucht — gewöhnlich in Gestalt einer Umlage, um die unvermeidlichen Kosten zu decken.

Bei dieser letzten Methode werden sich Enttäuschungen nicht vermeiden lassen, besonders in einer schweren Zeit, die vom Bürger große Opfer verlangt. Es wird auch bei der knappsten Berechnung immer noch am Gelde fehlen, und es wird sich ergeben, daß eine Anzahl von Künstlern, wenn sie sich zu einer einheitlichen Idee zusammentun soll, gewöhnlich sofort auseinanderstrebt. Jeder dieser Herren hat seine Individualität zu vertreten, die nach unserem modernen Katechismus noch viel heiliger ist als der liebe Gott, und da wird schließlich aus einer einfachen Dankgebärde ein Wettbewerb in Feierlichkeit, bei dem nicht viel Erfreuliches herauskommt.

Wir sehen das jetzt mit ziemlicher Bekümmernis, wenn wir die Straßen des Berliner Hofquartiers durchwandern, die zum Regierungsjubiläum des Kaisers geschmückt sind. Einiges ist sehr nett, anderes gänzlich mißlungen. Schönheit ist nirgends zu finden. Das Ganze aber wirkt — wie es an diesem Tage, der für jeden Deutschen ohne Unterschied der Partei seinen eigenen Ernst hat, am allerwenigsten geschehen dürfte — disharmonisch. Aus einer blauen Straße gerät man ins rote Meer; unter wehenden Bannern schreitet man zu schwebenden Kronen. Kaschierte Denkmäler stehen unter echten Blumen; und die Farben in den Schaufenstern, die mit der Nuance der Straßendekoration übereinstimmen sollen, schreien gegeneinander, weil nicht alle Nachbarn Zeit oder Lust gehabt haben, sich der Ueberzeugung des dirigierenden Meisters zu fügen.

Das zeigt sich am deutlichsten in der Friedrichstraße, wo an gelben und roten Fahnengewinden rote und gelbe Kaiserkronen über der Straße baumeln. Der Anblick ist etwas wacklig und theaterhaft, aber er könnte erträglich wirken, wenn man nur aus der Ferne in diese Via triumphalis aus Leinwand hineinzusehen brauchte. In der Nähe aber fühlt man die Sorge, daß einem plötzlich solch' eine Krone auf den Kopf fallen könnte, und bedauert die Mühe des Architekten Engler, der bei dem Aufbau mit Sturm und Regen zu kämpfen hatte. Und daran konnte natürlich kein Künstler und kein Hofrat denken, daß diese patriotische Dekoration auch zu unpatriotischen Witzen benutzt werden würde..! Ich hab' es mit eigenen Ohren gehört, daß vaterlandslose Gesellen sich über die Kronen unterhielten, die im Sturmwind zittern und daß einer, mit einer Anspielung auf die Farbe des Schmuckbildes, zu seinem Nachbarn sagte:

„Ja, wenn die Krone nur wirklich rot wäre, dann hinge ich auch eine Fahne hinaus!"

Vor solchen umstürzlerischen Gedanken ist der fromme Bürger Unter den Linden geschützt; er fühlt sich schon geborgen, wenn er an der Kreuzung der Linden und der Friedrichstraße unter einen Baldachin von Fahnen tritt, der alles abhält, nur nicht die Regentropfen, und nun die Prachtstraße auf und nieder blickt, die einen ganz militärischen Anblick gewährt.

Wie ein Sinnbild der Riesengarde haben die Herren, die die Linden schmückten, ein Regiment von roten und goldenen Pylonen aufgepflanzt, mit goldenen Schmörkel-W's im roten Feld und mit Krönchen auf den Köpfen. Die Säulen sind um die elektrischen Kandelaber herumgebaut (die Säulen des Staates werden alle von oben erleuchtet!) und stehen nebeneinander, kerzengerade, kunstvoll ausgerichtet, vom Pariser Platz bis zur Oper. Wären nicht die vergoldeten Gitter um die Bäume am Wege, mit dem Schmuck lebender Blumen in neckischen Körbchen, die dem Bilde etwas mehr sentimentale Freude gäben — man glaubte, die präsentierten Gewehre dieser Leibgardisten aus Holz und Leinwand zu sehen... Verantwortlich für dies Regiment von Holz ist Herr Hofbaurat Geyer.

Hübscher im Stil sind schon die weißen Pylonen mit dem fritzischen Schmuck zwischen Universität und Opernhaus, die Herr Straumer geschaffen hat, obgleich auch sie einigermaßen an den Baukasten erinnern. Die Dekoration, die um das Denkmal Friedrichs des Großen gruppiert werden soll, ist erst im Holzgerüst fertig; hoffentlich wird sie sich in der Hauptsache auf Blumen beschränken, denn es wäre ein ziemlich unglücklicher Gedanke, einem Kunstwerk durch figürlichen Schmuck einen anderen Charakter verleihen zu wollen. Würdig, im vornehmen Schmuck dunkelroter Teppiche und dunklen Grüns sieht die Universität aus ihrer Zurückgezogenheit auf die schreiende Buntheit der Straße.

Auf dem Schloßplatz und in der Königstraße ist vorläufig noch nichts von einer besonderen Ausschmückung zu entdecken. Oder doch! Als ich gestern morgen am Begasbrunnen stand, kamen aus den alten Toren des Schlosses einige tausend Kinder, Mädchen und Knaben, die Sänger der Berliner Schulen, die auf dem Hof ihr Ständchen geprobt hatten. Die Gesichter lachten vergnügt und die Füße hielten gute Ordnung; es war den Mädeln und den Jungen anzusehen, daß sie mit Vergnügen „auch dabei" sind, mit Heisa, Juchheia, Dudeldumdei, wie der Kapuziner im Wallenstein, und solche Jugendfreude ist schöner als zementierte Säulen und angezogene Kandelaber.

Dieser Lindenteil der Straßendekoration ist also nicht gerade begeisternd. Zusammenhang und Verständnis für die bildliche Wirkung merkt der Betrachter erst wieder am Pariser Platz, wo der Architekt Arnold Hartmann gleichförmige weiße Säulen, gekrönt durch goldene Göttergestalten aufgestellt hat. Die Geschlossenheit dieses Aufbaues gibt dem Platze etwas vom Vorhof eines Tempels, was zwar nicht ganz zu Berlin paßt, aber immerhin feierlich wirkt. Wer durch das Brandenburger Tor kommt und sich, was sehr zeitgemäß ist, kräftig nach links wendet, der liest zunächst einen Spruch, den man sich gefallen lassen kann: „Meere trennen nicht, Meere verbinden." Wer aber von seiner Ueberzeugung nach rechts getrieben wird, der stößt auf den „hoherseits" geäußerten Wunsch: „Möge sich die Kunst zu immer reinerem und hellerem Glanze entwickeln und unserem Vaterlande eine Quelle reichen Segens werden!" und fragt sich ziemlich verwundert, ob das stimmt oder nur Stimmung machen soll.

Gehen wir lieber vor's Tor! Da scheint es nämlich hübsch zu werden. Die Säulen des Tores sind zum Teil schon mit grünem Laub umwunden, an den Häusern zu beiden Seiten ist ein Drahtgeflecht angebracht, das wahrscheinlich auch mit grünem Laub überspponnen werden soll, und so hebt sich das Grün des Tiergartens in frischer und natürlicher Schönheit kräftig von den gemachten Dekorationen innerhalb der Tore ab. Und wenn sich der Blick in die